

Gefördert durch:



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Der folgende Text ist entnommen dem
„Handbuch Bereitschaftspflege/Familiäre Bereitschaftsbetreuung.
Empirische Ergebnisse und praktische Empfehlungen (2003) (BMFSFJ
(Hrsg.) (2002) Schriftenreihe des BMFSFJ, Band 231, S. 139 – 275,
Kapitel 5.6

Als *.pdf erhältlich bei: helming@dji.de

Grundsätze und Methoden der Elternaktivierung - aus dem Projekt Triangel in Berlin

Workshop auf dem 3. Bundeskongress des Projektes
„Familiäre Bereitschaftsbetreuung/Bereitschaftspflege“ am 16./17.11.2000 in
Frankfurt/Main; Leitung: Michael Biene, Projekt Triangel Berlin

Auswertung: Elisabeth Helming, DJI München

Wissenschaft
Wissenschaft für alle
für alle

Der folgende Text ist entnommen dem

„Handbuch Bereitschaftspflege/Familiäre Bereitschaftsbetreuung. Empirische Ergebnisse und praktische Empfehlungen (2003) (BMFSFJ (Hrsg.) (2002) Schriftenreihe des BMFSFJ, Band 231, S. 139 – 275, Kapitel 5.6

Als *.pdf-Datei erhältlich bei: helming@dji.de

Elisabeth Helming
Grundsätze und Methoden der Elternaktivierung
- aus dem Projekt Triangel in Berlin¹

Workshop auf dem 3. Bundeskongress des Projektes „Familiäre Bereitschaftsbetreuung/Bereitschaftspflege“ am 16./17.11.2000 in Frankfurt/Main; Leitung: Michael Biene, Projekt Triangel Berlin; Auswertung/Protokoll: Elisabeth Helming

5.6.1 Die Entwicklung der elternaktivierenden Ansätze im Projekt „Triangel“

Das Konzept der Elternaktivierung, das aus dem Projekt Triangel in Berlin stammt und im Folgenden vorgestellt wird, ist nicht an einen bestimmten Träger, eine bestimmte Maßnahme oder Einrichtung gebunden. Es ist durchaus auf andere Bereiche übertragbar, mit solchen Methoden könnten z.B. auch Tagesgruppen arbeiten. Entwickelt haben sich diese Arbeitsansätze aus der Erfahrung, dass sich Kinder in der ersten Zeit nach einer Unterbringung im Heim durchaus zum Positiven veränderten, wenn sie versorgt waren, so dass zunächst einige ihrer Verhaltensauffälligkeiten verschwanden. Es wurden aber dann die Grenzen der Veränderungen deutlich, vor allem war beim Kontakt mit den Eltern die Eltern-Kind-Beziehung fast immer wieder im alten Gleis. Aus diesem Grund wurden mehr und mehr Methoden der Elternaktivierung erprobt. Inzwischen ist einiges Know-how gewachsen, wie Eltern aktiviert werden können, im Gegensatz zu früheren Arbeitsansätzen, bei denen das Kind aus der Familie genommen wurde und die Eltern nur darauf warteten, das Kind zurückzubekommen, ohne dass sich bei ihnen etwas geändert hätte.

Die Grundidee hinter diesem Ansatz der Elternaktivierung ist, **die Professionalisierung der Hilfen (die leider einherging mit der Abnahme der Verantwortung der Eltern) rückgängig zu machen und wieder mehr auf Selbsthilfe der Eltern zu setzen**: Das bedeutet, Verantwortung für die Hilfeprozesse am Kind wieder an die Eltern zurück zu delegieren, aber auch Anstoßeffekte in Selbsthilfenetze zu geben. Es ist ein Ergebnis der Triangel-Arbeit, dass sich Eltern auch unabhängig von der Einrichtung treffen und sich gegenseitig stabilisieren, das ist vergleichbar mit dem Konzept der anonymen Alkoholiker. Auch in der Jugendhilfe sollte sich eine stärkere Verzahnung von Selbsthilfe und professioneller Arbeit entwickeln, wie sie im Suchthilfesystem bereits entstanden ist².

¹ Zur Ergänzung und ausführlicheren Darstellung des Projektes „Triangel“ in Berlin siehe auch: Auswertung des Workshops „Arbeitsansätze für Familien mit Suchtproblematik“, auf dem 2. Bundeskongress des Projektes „Familiäre Bereitschaftsbetreuung/Bereitschaftspflege“, 30.9./1.10.1999 in Frankfurt. Leitung des Workshops: Michael Biene (Projekt Triangel, Jugendaufbauwerk Berlin). Protokoll: Elisabeth Helming. Infomaterial 8, Deutsches Jugendinstitut München

² Vgl. dazu auch das Familienberaterprojekt, das in einem anderen Workshop auf dem 3. Bundeskongress des Projektes „Familiäre Bereitschaftsbetreuung“ von Gisal Wnuk-Gette vorgestellt wurde: „Ressourcenorientierte systemische Familienberatung nach Inobhutnahmen – Erfahrungen aus dem Familienberaterprojekt im Landkreis Biberach“. Aus den Familienberaterprojekten in Biberach und im Ortenaukreis hat sich der Verein „Family Help“ gegründet, von dem aus mehrere Projekte entwickelt wurden, in deren Fokus ebenfalls elternaktivierende Arbeit liegt, z.B. wird in einer sogenannten „Elternschule“, einer Nachmittagsbetreuung von Kindern im Alter von 6 – 13 Jahren, mit sehr gutem Erfolg die aktive Mitarbeit der Eltern gefordert aus der Erfahrung heraus, dass sich Eltern kaum weiterentwickeln, wenn sie ihre Kinder in Tagesstätten abgeben (und auch hier sind es Eltern aus den langbekannteren „Jugendhilfefamilien“); oder auch beim betreuten Jugendwohnen müssen Eltern mitarbeiten: putzen,

Z.B. haben Eltern, die mit ihren Kindern in der Einrichtung Triangel gelebt haben, viel Erfahrung gesammelt, wie man mit „*schwierigen*“ Kindern umgeht und andere Eltern so auf deren Erziehungsprobleme ansprechen kann, dass die das annehmen können. Die „Ehemaligen“ werden von Eltern oft eher als BeraterInnen akzeptiert als die MitarbeiterInnen. Vision wäre also z.B. eine Art Jugendhilfestation mit einem Secondhand-Laden und Kiezcafé in einem städtischen „Problem-Bezirk“, betrieben von Eltern, die eine elternaktivierende Maßnahme erfolgreich mitgemacht haben. Da könnten Familien aus der Region hinkommen, die wenig Geld haben, die Ehemaligen hätten eine Beschäftigung, es gäbe ein ganz niedrigschwelliges Angebot.

In der folgenden Darstellung der Arbeit von Triangel geht es also nicht um ein „Triangel-Konzept“ oder Angebot, **sondern um Grundideen, die je nach Region in unterschiedlich kreativen Formen umgesetzt werden können.** Es geht darum, betroffene Eltern anzuregen, grundsätzlich selber aktiv zu werden, sich auch gegenseitig anzustoßen. **Die Professionalisierung der Hilfen hat teilweise negative Auswirkungen, wenn Eltern dadurch ihre Verantwortung für die Kinder fallen lassen und diese den vermeintlichen „ExpertInnen“ überlassen wollen.** Der Vorschlag dieser Arbeitsweise ist also, an der Beziehung zwischen HelferInnen und Eltern zu arbeiten, diese zu erkennen und zu verändern.

„Triangel“ wurde nicht als fertiges Programm, sondern als **Suchsystem** konzipiert, d.h. bei Nicht-Erfolg geht man nicht davon aus, dass das Konzept grundlegend falsch ist, sondern dass man noch nicht richtig arbeitet. Die eigene Arbeitshaltung und die eigenen Arbeitsformen sollen immer weiterentwickelt werden. Am Beginn der Arbeit wurde für dieses Projekt von der Jugendamtsleitung kein Bedarf gesehen, da man annahm, die Eltern aus dem „Problem-Bezirk“ Berlin Neu-Kölln wären für so eine Arbeitsform nicht zu gewinnen, man hielt sie für unmotiviert. Die MitarbeiterInnen dagegen gingen davon aus, **dass es „unmotiviert“ Eltern nicht wirklich gibt,** sondern dass dies eine Zuschreibung ist, die darauf beruht, dass die Angebote nicht attraktiv sind für Eltern. Soziale Arbeit muss also etwas tun, damit die Angebote für Eltern interessant werden, dann sind sie nicht mehr „unmotiviert“. Wenn also ein Vater, der als Alkoholiker eingeschätzt wird, Termine nicht wahrnimmt, dann wird nicht zugeschrieben: *„Ein Alkoholiker ist eben nicht in der Lage, Termine wahrzunehmen“*, sondern es wird gefragt, wie dieser Vater möglicherweise die HelferInnen erlebt hat, so dass er es nicht für sinnvoll hält, noch mal zu kommen. Dieser Frage wurde sehr detailliert nachgegangen in Rollenspielen und in der Analyse von Videoaufnahmen von kleinen Interaktionssequenzen zwischen Eltern und den MitarbeiterInnen. **Der Fokus wurde verschoben: weg von dem Tun der KlientInnen hin zum Verhalten der MitarbeiterInnen.**

Die Erfahrung führte dann zu einigen Thesen.

- **Erstens: Wenn Eltern im Hilfeprozess inaktiv sind, ist das in erster Linie durch die Rollenzuweisung im Hilfeprozess passiert. Es gibt motivierende und demotivierende Beziehungsformen zwischen KlientInnen und SozialarbeiterInnen:** Mit der Haltung des Hilfesystems steht und fällt die Motivation von Eltern. Das ist nur als Arbeitshypothese zu sehen und sicher nicht die „ganze“ Wahrheit, aber nützlich, damit die HelferInnen nicht immer nur auf die Eltern „starren“, sondern eher darauf, wie durch die Gesprächsführung die Weichen gestellt werden.
- Die zweite These lautet: **Entscheidend für die Art und den Erfolg der eingesetzten Hilfe ist die fachliche Orientierung im Hilfesystem und nicht die Symptomatik der Familie.** Vor 10 Jahren hätte man bspw. gesagt, ein Angebot wie Triangel ist für Neuköllner Familien nicht geeignet; heute werden diese Familien überwiesen und es wird durchaus erfolgreich mit ihnen gearbeitet; es haben sich aber nicht die Familien, sondern es hat sich das Hilfesystem geändert, das in wesentlich höherem Maß elternaktivierend arbeitet. Früher wurden die Kinder aufgenommen und mit deren Eltern wurde keine Arbeitsgrundlage gefunden, man sagte von ihnen, dass sie unkooperativ seien. Man kann in Bezug auf die Herausforderung an das Jugendhilfesystem, um die es hier geht, durchaus Analogien zu den Suchprozessen im Bereich

einkaufen, Wäsche waschen, nach den Jugendlichen schauen, so dass auch hier die Beziehung über die Beteiligung am Alltag erhalten bleibt (vgl. „Kasten“ in Kap. 7.2.3).

der Beratung von SuchtklientInnen sehen. In den 50er/60er-Jahren gab es die weit verbreitete Schulmeinung, dass Alkoholismus untherapierbar ist. Das hat sich radikal geändert: Die Alkoholiker sind die gleichen wie damals, was sich verändert hat, sind die Angebote des Suchthilfesystems. Elternaktivierung als grundlegendes Prinzip des Jugendhilfesystems ist nicht beschränkt auf bestimmte Familien, die zu diesem Prinzip passen, sondern es gilt, die Arbeitsform immer weiter zu entwickeln, so dass immer mehr Familien davon profitieren. Wenn etwas nicht klappt, dann ist es ein Kardinalfehler, auf individualpsychologische oder familiendynamische Interpretationen der Persönlichkeit der Eltern zurückzugreifen, hilfreicher ist es zu fragen: Wie nehmen die Eltern uns wahr, so dass sie kein Interesse an der Zusammenarbeit haben? **Das Hilfesystem schafft unkooperative Eltern durch bestimmte Verhaltensstrategien.**

5.6.2 Hilfemodelle

Grundsätzlich lassen sich drei verschiedene Hilfemodelle unterscheiden.

- **Hilfemodell 1:**

Eltern – Kind – Helfer: Die Eltern geben das Kind z.B. in eine Heimunterbringung ab. Individualpsychologisch nimmt man an, mit dem Kind ist etwas nicht in Ordnung, das hat Defizite und Störungen emotionaler Art oder verhaltensbezogene Störungen. Die Helfer übernehmen die Verantwortung für die Problemdefinition und für die Bearbeitung der Probleme des Kindes, die Eltern sind in den Hilfeprozess nicht einbezogen, sie spielen keine aktive Rolle. So wurde früher im Kinderheim gearbeitet, aus dem sich Triangel entwickelt hat: Das Kind wurde diagnostiziert und therapiert, die Erzieher arbeiteten mit den Kinder heilpädagogisch im Alltag. Die Eltern kamen ab und zu zum Besuch, aber waren nicht wirklich einbezogen in den Hilfeprozess, sie hatten keine aktive Rolle.

- **Hilfemodell 2:**

Auch hier geben die Eltern das Kind in die Obhut der Helfer, die zuständig sind für die Problemdefinition und die Bearbeitung der Probleme und die die Verantwortung für das Kind übernehmen, die Hauptarbeitszeit richtet sich auf das Kind. Aber in diesem Modell beabsichtigen die Helfer doch, mit den Eltern zusammen zu arbeiten, es entsteht eine Familienaktivierung in erster Form. Der eigentliche Hilfecontext besteht mit dem Kind, mit diesem wird gearbeitet, es wird betreut und therapiert. Parallel gibt es Angebote an die Eltern. So wird bspw. in vielen Tagesgruppen gearbeitet, die Hauptzeit der Helfer richtet sich auf das Kind und begleitend dazu werden bestimmte Angebote an die Eltern gemacht. Die HelferInnen machen hier noch die Hauptarbeit mit dem Kind, sagen aber den Eltern: „*Ihr seid wichtig*“, was eine widersprüchliche Doppelbotschaft ergibt. **Die Erfahrung hat gezeigt, dass die Eltern sich nach dem richten, was getan wird, weniger nach dem, was gesagt wird.** In dieser Phase kommen die Eltern zwar in die Einrichtung, aber sie trinken Kaffee oder rauchen, reden miteinander und mit den ErzieherInnen, kümmern sich aber wenig um die Kinder³. Die HelferInnen sind überzeugt, dass die Eltern unmotiviert und/oder faul sind, dass sie keinen richtigen Bezug zum Kind haben oder sich drücken wollen. Wenn die Helfer die Arbeit mit den Kindern übernehmen, haben die Eltern keine aktive Rolle mehr und so verhalten sie sich auch, was nichts mit der Persönlichkeit der Eltern zu tun hat, sondern mit den Strukturen. Im Projekt Triangel gab es die eindruckliche Erfahrung, dass, je mehr die HelferInnen rausgingen aus der Verantwortung für die Kinder, die Eltern diese desto mehr übernahmen.

³ Ähnliches wird oft kritisch berichtet von den Betreuungspersonen: Wenn Mütter (Eltern) die Kinder in den Betreuungsfamilien besuchen, so wollen sie, wie oft geklagt wird, nur Kaffeetrinken und reden. Es gilt, darüber nachzudenken, ob nicht ähnliche Prozesse ablaufen: Die Eltern fühlen sich überflüssig, die Kinder sind doch sowieso bestens versorgt, sie wissen, dass ihr Sich-kümmern um die Kinder während der Besuche nur Kosmetik ist, weil die Betreuungseltern es ja doch besser machen (siehe dazu auch Kap. 5.3.4).

- **Hilfemodell 3:**
Die HelferInnen übernehmen keinerlei Zuständigkeit mehr für die Kinder, sondern verstehen sich als Unterstützer der Eltern, so dass diese die Dinge, die mit den Kindern erreicht werden müssen, selber bewerkstelligen müssen. Hier gibt es in der Anfangsphase oft große Probleme, weil die Eltern selber andere Erwartungen haben. Der Verhandlungsprozess ist zunächst schwierig, aber wenn er gelingt, ist die Motivation der Eltern relativ stabil, auch wenn sie zu Beginn nicht vorhanden war. Es geht um ein Rollenverhandeln von Hilfemodell 1 zu 3. Das ist ein schwieriger Prozess sowohl für die Eltern, als auch für die MitarbeiterInnen, deren beider Vorstellung von Hilfe dem Hilfemodell 1 entspricht. **Elternaktivierende Haltung ist nicht etwas, was bei den Professionellen vorausgesetzt werden kann, sondern eher die absolute Ausnahme,** ohne dass man es merkt oder möchte. Komplementär haben eben Eltern oft Professionellen gegenüber die Haltung: *„Zeig mir doch, wie es geht, ich hab doch schon bewiesen, dass ich es nicht kann“*. Es gibt also auf beiden Seiten Verstörungen: Bei den Professionellen, die eine Haltung aufgeben müssen und bei den Eltern, die gewöhnt sind, im Abgabemuster Hilfe zu bekommen und dann entsetzt fragen: *„Warum machen die ErzieherInnen hier nichts?“* Wenn beide Seiten die Verstörung akzeptieren, dann wird das Angebot gut angenommen, aber zu Beginn gibt es Beschwerden im Umorientierungsprozess. Grundsätzlich wird dann nicht an der Familien- und nicht an der Persönlichkeitsdynamik gearbeitet, es geht nicht um Störungen im Hintergrund, sondern im Fokus liegen die Situationen im Alltag: Eine Mutter möchte bspw. ihren Sohn dazu bringen, dass er wieder in die Schule geht. Es gibt im Alltag sehr viele Anforderungssituationen, die bewältigt werden müssen, wo gravierende Lernprozesse für das ganze Leben ablaufen können (siehe unten).

Der **Kernpunkt der Triangelarbeit** ist momentan, dass eine Gruppe von Familien aufgenommen wird (3 bis 5 Familien), die gemeinsam stationär in der Einrichtung leben. **Die Eltern sind dabei gemeinsam für die Gruppe der Kinder verantwortlich. Die MitarbeiterInnen verstehen sich nicht mehr als ErzieherInnen der Kinder, sondern als Trainerinnen des Elternteams:** Die Eltern machen das Gleiche, was früher das Erzieherteam gemacht hat, das inzwischen eine Supervisionsfunktion für die Eltern hat. Diese Rollenveränderung soll verhindern, dass MitarbeiterInnen im Heim versuchen, die besseren Eltern zu sein: sie nehmen den Eltern nichts mehr ab, regeln nichts für sie, auch wenn ein Elternteil so wirkt, als ob er äußerst unfähig sei. Es wird grundsätzlich davon ausgegangen, dass Eltern in der Lage sind, mit entsprechender Unterstützung Verantwortung zu übernehmen. Wenn von vornherein Verantwortung abgenommen wird, wirkt das vor allem bei Eltern, die Suchtprobleme haben, wie eine Droge, so die Erfahrung. Wenn die Betreuung für das Kind übernommen wird, dann werden vor allem in Familien mit Suchtproblemen starke Tendenzen der Resignation gefördert: *„Ich kann es sowieso nicht, du kannst es gut, mach immer mehr.“* Wenn jemandem das Problem (in diesem Fall das „problematische“ Kind) weggenommen wird, hat er überhaupt keine Veranlassung, nach Lösungen zu suchen. Das entspricht der Problemlösungsstrategie durch Alkohol: Man trinkt, um keine Probleme mehr zu merken, so dass man keinen Anlass mehr hat, sie anzugehen. Es wird also versucht, in diesem Lernfeld so wenig wie möglich kompensatorische Angebote an die Eltern zu machen, die den Problemdruck mildern: Es wird nicht die Betreuung des Kindes übernommen, es wird nicht zugelassen, dass jemand sich in sein Zimmer zurückzieht und laut Musik hört, weil das für einige Väter und Mütter auch so etwas wie eine Art Droge ist. Es gibt kein Video, kein Fernsehen in der Gruppe. Bestimmte drogenähnliche Problemlösungen sind in der Gruppe nicht möglich. Die Probleme werden deutlich spürbar und es wird Unterstützung angeboten, sie in kleinen Schritten anzugehen.

5.6.3 Interaktionsmuster in den Begegnungen mit den Familien

Vier verschiedene Interaktionsmuster werden unterschieden:

- a) Kampfmuster
- b) Abgabemuster
- c) Kooperationsmuster
- d) Beispiel

a) Kampfmuster

Eltern sagen aus diesem Muster heraus: *„Ich habe kein Problem, ich brauche keine Hilfe, die Anderen stören“*. Die HelferInnen bezweifeln das: *„Es muss doch Probleme geben, das Jugendamt wird doch Gründe haben, Sie in unsere Einrichtung zu schicken.“* usw. Auf dieser Ebene kann man jahrelang mit Eltern verhandeln. Immer wenn die Profis ein Problem sehen, werden die Eltern leugnen: Je mehr man über Probleme reden möchte, desto mehr legen die Eltern Wert darauf zu sagen, es gibt keins. Aus diesem Muster gilt es auszusteigen, sonst erreicht man die Eltern nicht. Das klappt nur in einer engen Abstimmung mit dem Jugendamt. Es scheiterte z.B., das Triangel-Modell auf die Region Brandenburg zu übertragen, weil die Jugendämter nicht einbezogen wurden. Man kann also nicht nur in einer Einrichtung elternaktivierend arbeiten, sondern nur in einem regionalen Kontext.

Wie arbeitet man mit Familien, die einem im Kampfmuster begegnen: Das Jugendamt definiert Probleme (z.B. Gewalttätigkeit, Misshandlung des Kindes, mangelnder Schulbesuch, Verwahrlosung), und Ziele, es nennt Optionen, z.B. Sorgerechtsentzug, Heimunterbringung, Triangel, Pflegefamilie und übt Druck aus: Wenn die Probleme nicht gelöst werden, hat das ganz bestimmte Konsequenzen. Die JugendamtsmitarbeiterInnen müssen auf der Basis von klaren Tatsachen eine nüchterne, klare fachliche Position der Problembenennung übernehmen. Jetzt kommen die Eltern aufgrund des Drucks, den das Jugendamt macht, zu Triangel und sagen: *„Wir sollen uns hier melden“*. Dann wird den Eltern gesagt: *„Wir bieten Hilfe an, aber nur für Eltern, die wirklich Hilfe wollen. Wenn Sie sich nur hier melden sollen und wollen das gar nicht, dann ist das eine Zumutung für Sie, dass Sie sich hier unterhalten sollen mit mir. Wir arbeiten mit Eltern, die wirklich Unterstützung wollen.“* Dann gibt es typischerweise einen Pingpong-Effekt: Die Eltern gehen wieder zum Jugendamt und sagen: *„Triangel hat gesagt, wir haben keine Probleme.“* Diese Muster sind sehr berechenbar. Die Jugendämter waren zu Beginn ärgerlich, weil sie ihre Motivationsarbeit, dass die KlientInnen sich in der Einrichtung melden, als sinnlos ansahen. Man musste sich also zusammensetzen, um die Rollen zu klären, damit die JugendamtsmitarbeiterIn Druck machen kann: *„Wenn also Triangel nichts für Sie ist, dann bleibt uns nur die Heimunterbringung, denn die Probleme, die ich benannt habe, bleiben ja, wenn Sie sagen, Triangel ist nicht das Richtige, dann müssen wir eine Heimunterbringung ins Auge fassen“*. Dann kommen die Eltern doch evtl. ein zweites Mal zu Triangel. Oft gelingt es, nach mehreren Gesprächen hin und her, dass die Eltern dann doch sagen: *„Eigentlich komme ich wegen des Jugendamtes, aber ich will doch auch selber was verändern in meiner Familie und mit meinem Kind“*, d.h. sie gehen aus dem Kampf-Muster langsam raus, aus dem heraus sie sich gegen alles wehren müssen, hin zu Überlegungen, ob sie nicht doch selber etwas wollen. Aus dem Zwangskontext übernehmen die Eltern wieder in die Elternrolle. Schon zu Beginn muss eine solche Weichenstellung laufen. Auch an diesem Punkt wird man ihnen nicht sagen: *„Wie gut und schön, dass Sie sich endlich entscheiden“*, sondern es wird nachgefragt, ob die Eltern sich wirklich ganz sicher sind, das Angebot anzunehmen. So wird allmählich die Motivation herausgearbeitet.

Das „Kampfmuster“ aus Sicht einer betroffenen Mutter

In einem Interview des Projektes FBB beschreibt eine ehemalig drogenabhängige Mutter, die zurzeit des Interviews im Methadon-Programm ist, aus ihrer Sicht die „Kampfbeziehung“. Zum Verständnis ist noch wichtig, dass ihr Lebenslauf aus einer Kette von Katastrophen besteht: Sie wird von ihrer Mutter im Krankenhaus nach der Geburt gelassen – möglicherweise aufgrund ihrer Hautfarbe, ihr Vater ist ein schwarzer Amerikaner -, lebt dann bei einer von ihr sehr geliebten Pflegemutter, erlebt in der Schule extrem rassistische Verhaltensweisen ihr gegenüber, wird mit 12 Jahren vergewaltigt, das Jugendamt gibt sie mit 13 Jahren in ein Erziehungsheim – gegen ihren Willen und gegen den Willen ihrer Pflegemutter, weil die angeblich mit ihr nicht fertig wird. Das Heim wird von Nonnen geleitet, die nach ihren Angaben einer ausgesprochen schwarzen Pädagogik huldigen. Es beginnt eine Kette von Abhauen, zur Pflegemutter zurückgehen, wieder in ein Heim kommen, abhauen usw. Mit 15 beginnt sie, Drogen zu nehmen, fängt an anzuschaffen, um an Geld zu kommen. Als sie von der Schwangerschaft überrascht wird, beschließt sie eine radikale Veränderung ihres Lebens für dieses Kind und schafft es, sich mithilfe des Substitutions-Programms runterzudosieren, nach ca. 15 Jahren Drogenkonsum. *„Ich hab mich halt von einem Tag auf den Nächsten geschleppt und von einer Minute auf die Nächste. Und ich hab mir halt gedacht: o.k., das ist der einzige Verwandte, den ich hab und das darf ich jetzt nicht versieben. Aber mir ist es immer noch nicht völlig klar, wie ich das alles geschafft hab.“* Als man ihr bspw. nach der Geburt des Sohnes im Krankenhaus mitteilt, dass sie möglicherweise das Kind nicht mit nach Hause nehmen kann, weil man es ihr – als Ex-Junkie nicht zutraut, das Kind zu versorgen, hat sie *„einen Spezl⁴ von mir draußen angerufen und hab ihm gesagt, er soll er eine Kanone klar machen, weil ich geh hier nicht ohne mein Kind raus. Und wenn ich das mit der Waffe raushole.“* Sie beschreibt sehr eindrücklich, dass sie vermutlich – wenn jemand sie bedrängt, ihre Autonomie angegriffen hätte, oppositionell gehandelt hätte: *„Ja, ich weiß auch z.B., wenn jetzt die ASD-Frau nicht so cool gewesen wäre, und sie hätte mich das nicht selber steuern lassen, dann wäre ich jetzt auch noch nicht so weit. Weil ich z.B. durch die Erziehungsheime und so gegangen bin, und dann war ich auch mal mit 16 Jahren ein Punk. Und ich hab das einfach so in mir drin, dass in dem Moment, wo mir einer das Messer an den Hals setzt, dass ich dann nicht mitmach. Und ich glaube, wenn das jetzt so eine Tussi gewesen wäre, wie die, mit der ich es als Kind zu tun hatte, gegen die ich mich damals schon gestellt hab, dann wäre das verrutscht, auf jeden Fall. Ich glaub, dann hätte ich gar nicht mitgespielt, dann hätte ich genau das gemacht, was man eigentlich wahrscheinlich von mir erwartet hätte: Dann wäre ich einfach abgestürzt. Und dann hätte ich mich wahrscheinlich so zugeknallt, dass sie zu mindestens von sich aus hätten sagen können: ja, dann müssen wir das Kind rausholen. Mit Sicherheit. Ich weiß, dass ich in bestimmten Situationen so handle. Ich handle schon mein ganzes Leben lang so. Und ich weiß, dass das auch viele andere machen. Ich hab auch viele mitgekriegt, denen man aus dem Grund das Kind weggenommen hat. Wo ich mir denk: Vielleicht hätte es funktioniert, wenn man sie nicht so krass angegriffen hätte. Und einfach eine Möglichkeit geschaffen hätte, aus der sie es dann selber steuern können“ (I 25).*

⁴ Bayerisch für „Bekannten, Freund“

b) Abgabemuster

Die Eltern wollen das Kind in „Reparatur“ geben, weil sie denken, sie schaffen es nicht, das Kind ist zu schwierig, zu auffällig, zu gestört. Im Hilfemodell 1 tendieren die Fachleute dazu, dieses Muster zu bestätigen: *„Ja wir sind die Fachleute, wir haben die Ausbildung, wir machen schon“*. Oder aber in Hilfemodell 2: *„Gebt uns das Kind, aber ihr seid die wichtigsten“*. Das führt dazu, dass die Eltern doch die Verantwortung an die Profis abgeben.

In Triangel werden die eigenen Grenzen benannt, z.B. in folgender Gesprächsführung:

- Mutter: *„Mein Kind muss ins Heim.“*
- Nachfrage: *„Was soll dabei herauskommen?“*
- Sagt vielleicht die Mutter: *„Dass es wieder zu mir zurückkommt und dann auf mich hört.“* In der Regel wollen die Eltern die Kinder wieder zurückhaben.
- Also fragen wir: *„Und Sie denken, wenn wir es nehmen, dass es wieder zurückkommt? Wie kommen Sie darauf? In der Regel kommen die Kinder selten wieder aus dem Heim zurück und selbst wenn, wer hat Ihnen gesagt, dass es dann auf Sie hören wird?“*

Die Eltern haben die Vorstellung, eine Heimunterbringung ist eine Art Heilung, sie denken, wenn das Kind mal zwei Jahre lang im Heim war, dann wird es auf sie hören, dann nimmt es sie ernster.

- Es wird also gefragt: *„Sie glauben, dass wir etwas tun können, damit ihr Kind Sie ernst nimmt? Wer hat Ihnen das gesagt, dass wir das können? Wir können das nicht, das Kind wird nach einem Jahr eher noch weniger auf Sie hören, als jetzt schon.“*

Die meisten Eltern haben bereits verschiedene kindzentrierte Hilfen für ihr Kind durchgemacht und erlebt, dass sich nichts ändert. Diese Art einer kooperativen Gesprächsführung dient dazu, die Begrenzung der Hilfe aufzuzeigen, durchzuspielen, deutlich zu machen und dann ein anderes Angebot zu machen:

- *„Ich mache Ihnen ein anderes Angebot, weiß aber nicht, ob es das Richtige für Sie ist.“*
- Wenn die Eltern dann sagen: *„Erzählen Sie doch mal“* -, dann ist die erste Stufe der Aktivierung erreicht, dass die Eltern fragen, was man ihnen anbieten kann.

Ein Beispiel: Eine Mutter verhält sich im Abgabemuster, sie kommt in das Projekt und fordert die Fachkräfte auf, dass diese ihren Sohn „abholen“, damit er in Ordnung gebracht wird. Es sind 7 – 8 Gespräche im Vorfeld notwendig, ehe sie sich darauf einlässt, Rollenspiele zu machen, in denen sie übt, selber den Jungen in die Einrichtung zu bringen. Wenn die Fachkräfte der Einrichtung sich darauf eingelassen hätten, selber das Kind abzuholen, wäre sie im Abgabemuster geblieben, der Bub hätte alles getan, um wieder nach Hause zu kommen, weil er den Machtkampf mit ihr gewinnen will. Diese Mutter – wie auch andere Eltern – werden davon überzeugt, dass sie selber diese Aufgabe übernehmen müssen, wenn die Fachkräfte offen und ehrlich die eigenen Grenzen darstellen. Das bedeutet nicht zu sagen: *„Kann ich nicht, will ich nicht, mach ich nicht“*, sondern es geht darum, die Haltung nachvollziehbar zu beschreiben. Grundelemente einer solchen Auseinandersetzung könnten sein:

Mutter: *„Können Sie den Jungen nicht abholen? Ich komm mit dem nicht weiter.“*

Fachkraft: *„Sie denken, wir könnten ihn mitnehmen und dann würde er mitkommen?“*

Mutter: *„Auf mich hört er ja nicht mehr.“*

Fachkraft: *„Und Sie denken, er würde auf mich hören?“*

Es geht also darum, bei den Eltern ein Innehalten zu erreichen, damit sie nicht in ihrem Muster weitermachen, sondern anfangen zu zweifeln, sozusagen in Suchprozesse gehen:

„Ja, vielleicht klappt das wirklich nicht.“

Eine ungünstige Reaktion von Fachkräften, die vermutlich in ein Kampfmuster mündet, wäre dagegen:

Mutter: *„Ich kann nicht mehr, nehmen Sie den Jungen mit“*

Fachkraft: *„Ja, also, wir können das auch nicht, so eine Einrichtung sind wir nicht.“*

Mutter: *„Wozu sind Sie denn da, irgendjemand muss mir ja helfen.“*

Grundsatz bei einer Gesprächsführung, die das „Kampfmuster“ zu vermeiden sucht, ist, dass man nicht versucht, jemand zu gewinnen, zu überzeugen. Es geht um eine Motivierungsstrategie, die den Eltern die Autonomie lässt.

c) Kooperationsmuster

Wenn die Motivationsstrategie gelingt, dann entsteht eine Kooperationsbeziehung, und die Eltern fangen an einzugestehen, dass sie Probleme mit dem Kind haben. Diese sehen sie im Abgabemuster zwar auch schon, aber die Konsequenz, die sie jetzt ziehen, ist anders: „*Ich möchte daran arbeiten, dass diese Probleme gelöst werden*“. Wenn die Eltern nicht sagen: „*Ich habe ein Problem und ich möchte aktiv werden*“, dann kann man sich als Profi sehr viel Mühe geben, aber dann reicht die ganze Mühe nicht aus.

M. Biene berichtete aus verschiedenen Zusammenhängen, in denen er als Supervisor und Berater in verschiedenen Hilfeformen tätig ist: Es wird oft versucht, inhaltlich therapeutisch an Interaktionen und pädagogischem Verhalten der Eltern zu arbeiten, ohne dass die Grundlage – ihre eigene Motivation – dafür erarbeitet wurde, und die Hilfe greift nicht. Man kann z.B. versuchen, familientherapeutisch zu arbeiten, aber wenn der Auftrag dafür von den Familien nicht erteilt wurde, funktioniert es nicht. 80 % der Probleme, die ihm in der Supervision begegnen, beziehen sich darauf, dass kein richtiger Auftrag mit den KlientInnen erarbeitet wurde.

d) Beispiel

Wenn man von einem Jugendamt einen Bericht wie den Folgenden bekommt, dann kann man davon ausgehen, dass es hier nicht um die Darstellung von Fakten, sondern um ein gegenseitiges Kampfmuster geht.

„Steffen ist sieben Jahre alt. Er ist nicht mehr beschulbar, er ist zwar nett und intelligent, aber schwer gestört, seine Eltern sind Alkoholiker und nehmen keine Termine wahr. Sie sind meistens in der Kneipe, der Vater kümmert sich nicht, hat kein Interesse.“

Bei einer solchen Information interessiert erst mal nicht der Inhalt, sondern die Beziehung, die der Schreiber der Zeilen vermutlich zu den Eltern hat. Hier drückt sich eine Pathologisierung der Eltern aus. Man nimmt also an, dass die Eltern sich gar nicht bei Triangel melden werden. Tun sie es dennoch, dann oft mit dem Hinweis: „*Wir sollen uns bei Ihnen melden*“. Darauf wird geantwortet: „*Sie sollen sich bei uns melden, d.h. Sie wollen es eigentlich gar nicht. Dann sollten wir das Gespräch gar nicht führen*“ – verkürzt und überspitzt ausgedrückt.

Die hier beschriebenen Eltern haben erst nach und nach allmählich begonnen, die Rolle zu wechseln und selber Probleme zu definieren, entwickelten ein Zielplakat, kamen also in eine Kooperationsrolle (Das Fallbeispiel wird ausführlicher dargestellt in Auswertung ... 2000). Die Idee ist also, grundsätzlich nicht in eine „**Multi-Problem-Familien-Trance**“ zu gehen. Wenn das Hilfesystem bestimmte Bilder von Familien aufgebaut hat, wird es leicht ein Opfer seiner eigenen Bilder. Bessere Annahme ist, dass Menschen nicht so und so „**sind**“, sondern sich auf eine bestimmte Art und Weise innerhalb eines bestimmten Musters in einem bestimmten Kontext **verhalten**, sie können sich durchaus anders verhalten, wenn man das Muster ändert. Wenn man aufgrund des vom Jugendamt geschilderten Bildes mit der Familie angefangen hätte zu arbeiten, hätte die Familie nie dazu gewonnen werden können, selber ein Zielplakat zu machen. Sie wurden nicht behandelt als jemand, der nicht möchte, sondern als jemand, der berechtigt sagt: „*So lass ich mit mir nicht umgehen.*“ (Innerhalb von sechs Wochen ging das Kind wieder in die Schule). Die Grundidee ist: Eltern wollen gerne kooperativ sein, die Frage ist also: Wie kann man die Strukturen, innerhalb derer sie sich unmotiviert verhalten, so verändern, dass sie sich wieder motiviert und kooperativ verhalten? Das ist zwar eine Überspitzung, weil es auch in der Familiendynamik und in ihrer Persönlichkeit möglicherweise Momente gibt, die eine Kooperation schwierig machen, aber darauf kann das Hilfesystem kaum Einfluss nehmen; **HelferInnen können auf die eigenen inneren Bilder und auf die Art und Weise des eigenen Umgangs und der Gesprächsführung mit den Eltern Einfluss nehmen.**

5.6.4 Elternaktivierendes Arbeiten

Elternaktivierend arbeiten kann man nur, wenn man an den Zielen der Eltern arbeitet. Sobald Professionelle eigene – den Eltern fremde - Ziele aufstellen, geraten sie in eine Kampfbeziehung mit ihnen. JugendamtsmitarbeiterInnen müssen natürlich aufgrund ihrer Funktion Probleme/Grenzen definieren. Aber die Ausführenden der Hilfe dürfen – außer in einer Kooperationsbeziehung – nicht eigene Probleme und Ziele bestimmen. Die Eltern sehen, wenn sie aus dem Kampfmuster draußen sind, durchaus die gleichen Probleme wie z.B. die Lehrer, aber vorher wenden sie ihre ganze Energie auf eine Defensivstrategie und wehren sich dagegen, sie schauen nicht mehr auf die Probleme des Kindes.

Auf Alkoholprobleme wird im Projekt Triangel bspw. nicht fokussiert; es wird nicht auf Therapien usw. hingewiesen. Es gab viele Abbrüche der Hilfe, als zu Beginn noch mit Prinzipien der Suchtberatung gearbeitet wurde, die Eltern in Triangel also als Alkoholiker angesprochen und bezeichnet wurden. Als jedoch nur noch die Probleme angesprochen wurden, die sie mit den Kindern haben, da entstanden lange Hilfeprozesse. Vermutlich kommen sowieso nur 10 % von alkoholabhängigen Eltern in den Einzugsbereich des Suchthilfesystems, 90 % vermutlich nie. D.h. die Erkenntnisse für adäquate Strategien im Suchtbereich basieren auf 10 % der Beteiligten. Zudem sollte die Jugendhilfe eigene Strategien entwickeln, die mehr ihrem Arbeitsbereich entspricht.

Alkoholkonsum wird also nur angesprochen, wenn die Eltern selber darüber reden wollen: *„Es geht uns nichts an, ob Sie trinken oder nicht, Sie sind ein erwachsener Mann, es ist Ihre Angelegenheit“*⁵. Aber innerhalb der Gruppe gibt es die Regel: keinen Alkohol. *„Ich weiß nicht, ob diese Gruppenregel das Richtige für Sie ist. Aber wenn Sie sich darauf einlassen, werden die Regeln wirklich: Wenn Sie mit einer Fahne in die Gruppe kommen, werden wir Sie bitten, die Gruppe zu verlassen. Sie können aber dann wiederkommen.“* Wenn man sagen würde: *„Also eins finden wir unmöglich: Wenn jemand mit einer Fahne in die Gruppe kommt“* – das wäre schon eine Aussage im Co-Alkoholiker-Modus, man würde sofort den Kontakt verlieren. **Der Tonfall wäre moralisierend und abwertend und macht in diesem Fall den Inhalt.**

Die Grundidee ist die Rollenklarheit. Es gibt immer wieder Schwierigkeiten, wenn z.B. neue Mitarbeiter in die Gruppe kommen und sehen, dass die Eltern Kaffee trinken und rauchen und dann ärgerlich werden: *„Merken Sie nicht, wie die Kinder rumtoben?“* Das reicht schon, um in eine Kampfbeziehung zu geraten. Auf dieser Ebene lassen Erwachsene nicht mit sich reden, das ist eine Verletzung ihrer Autonomie, sie werden sich dagegen wehren. Die Herangehensweise wäre also: *„Wer ist heute zuständig für die Kinder?“* und denjenigen zu fragen, ob er zufrieden ist, mit dem, wie es gerade läuft. Wenn er „ja“ sagt, dann würde die MitarbeiterIn vielleicht um ein Zweiergespräch bitten: *„Möglicherweise war es Ihnen nicht ganz klar, dass die Kinder das und das nicht machen dürfen, das ist eine Gruppenregel. Vielleicht habe ich Ihnen diese Regel nicht deutlich genug gesagt. Akzeptieren Sie diese Regel? Wenn ja, dann sollten wir sehen, wie Sie die Kinder dazu bringen können, das nicht zu tun. Wenn nicht, sollten wir darüber reden, ob Sie hier aufhören wollen.“* Es hört sich vielleicht spitzfindig an, aber diese Vorgehensweise klappt in der Regel, während die erste Variante zu einer Kampfbeziehung führt.

Es wurden viele Rollenspiele und Videoaufnahmen von den Interaktionen mit den Eltern gemacht, um zu erkennen, welche Untertöne und Stimmungen die Interaktion kooperativ werden lassen, welche nicht. An diesen Nuancen muss man als Helfer arbeiten, weil man es intuitiv normalerweise falsch macht. Deshalb denkt man oft, Elternaktivierung klappt nicht.

Der Bewusstseinsprozess der Eltern ist der primäre Teil der Arbeit: Wie sehen sie die Dinge? Was geht in ihnen vor? Was können sie tun, um voranzukommen, was hindert sie, sich in Alltagssituationen den Kindern gegenüber durchzusetzen? Manchmal ist dann doch eine tiefergehende familientherapeutische Arbeit notwendig: Bei einer Mutter gab es z.B. folgendes Problem: Sie hatte gut an den Verhaltensproblemen ihres Sohnes gearbeitet, der aus der Einrichtung wieder öfter nach Hause kommen konnte. Sie aber hatte den Eindruck, dass ihr Sohn nicht wirklich in ihre Wohnung gehört, was sie vorher an den Verhaltensauffälligkeiten des Kindes festgemacht hatte. Mithilfe von

⁵ Anders die JugendamtsmitarbeiterInnen: Diese müssen die Konsequenzen für das Wohl des Kindes durchaus ansprechen; siehe dazu Kap. 5.3.7: Kasten „Hilfen für alkoholabhängige Eltern und ihre Kinder“ (Initiative Jugendarbeitslosigkeit Neuruppin 2001).

Genogramm-Arbeit und einer kleinen Familienaufstellung wurde klar, dass sie in einer Pflegefamilie aufgewachsen ist und ihre leibliche Familie gar nicht kannte. In diesem Prozess begann sie selber, den Kontakt zu ihren zwei Geschwistern, die auch in Pflegefamilien aufgewachsen sind, herzustellen, was für sie sehr beglückend war. Danach war ihr Gefühl beendet, dass ihr Sohn vielleicht nicht zu ihr gehört, sie konnte ihn bei sich zu Hause behalten. An diese tieferliegenden Schichten kommt man eher, wenn die Verhaltensprobleme bereits bearbeitet sind. Zu Beginn der Zusammenarbeit wäre sie emotional noch nicht bereit gewesen, dieses Thema zu besprechen, da war ihre Haltung: Kevin ist so schwierig. Wenn zunächst an der Interaktion gearbeitet wurde, ist es auch oft nicht mehr notwendig, therapeutisch Ursachen zu behandeln. Die Erfahrung hat gezeigt, dass die schönen Hypothesen, was in der Familiendynamik alles los ist, eher die Alltagsinteraktionen von Eltern und Kindern noch mehr abrutschen lassen, dass die Eltern nicht Verantwortung für die Kinder übernehmen, sondern sich an bestimmte Familienproblembilder anlehnen. Sie erhalten das Gefühl: *„Da ist ja so viel Schwieriges im Hintergrund, dass mein Kind bspw. nicht in die Schule geht, es hängt vielleicht auch damit zusammen, dass schon meine Mutter gegen die Schule war“* usw., das macht es schwierig, Veränderungen überhaupt angehen zu wollen, es entsteht eine **„therapeutische Problemtrance“**.

Die Kooperation mit dem Jugendamt ist wichtig. Auch hier gilt es, nicht in ein Kampfmuster geraten: Wir sind die besseren Profis. Die Arbeitsweise muss konkret und fallbezogen transparent gemacht werden, indem Video-Aufnahmen gezeigt, Entwicklungsfakten dargestellt, Gesprächsführung demonstriert, die eigenen Schwächen offen gelegt werden. Die Bewertung wird dann dem Jugendamt selber überlassen. Triangel übernimmt oft Kinder und/oder Jugendliche, die woanders nicht mehr aufgenommen werden, für nicht mehr tragbar gehalten werden. Wenn Triangel mit einer Familie Elternaktivierung machen will, aber das Jugendamt nicht an einen möglichen Erfolg glaubt, die Eltern für überfordert hält und davon überzeugt ist, dass es besser wäre, das Kind in eine Einrichtung zu geben, in der der Fokus auf der Arbeit mit dem Kind liegt, dann hat so ein Angebot keine Chance. Je mehr im umliegenden Hilfesystem gehandelt wird auf der Basis einer ähnlichen Orientierung, desto aktiver werden die Eltern. **Elternaktivierende JugendamtsmitarbeiterInnen schaffen die erste Basis für einen Erfolg solcher Maßnahmen.**

Ein Beispiel: Eltern haben sich so geprügelt, dass das 10 Monate alte Kind nicht in der Familie verbleiben kann, es wird für nicht mehr vertretbar gehalten. Das Kind wird in einer Pflegestelle untergebracht. Das Jugendamt eröffnet den Eltern folgende Optionen: *„Das Kind bleibt evtl. in einer Pflegefamilie, das Sorgerecht wird entzogen, aber wenn Sie wollen, können Sie es auch mit Triangel probieren. Wenn Sie das und das bei Triangel bearbeiten, kann das Kind wieder zurückkommen“*. Die Familie wird aufgenommen, die Eltern arbeiten an den Zielen, die das Jugendamt gesteckt hat, was durchaus erfolgreich ist. Innerhalb von einigen Monaten hat sich etliches verändert. Das Jugendamt hatte festgelegt, welchen Zustand des Kindes es sehen will, den Eltern also Bedingungen gesetzt, deren Erfüllung vom Jugendamt überprüft wird. Triangel hat den Eltern geholfen, diese Bedingungen zu erfüllen, aber seinerseits nicht kontrolliert. Aus diesem Grund muss in den Einzelfällen zu Beginn der Hilfe mit dem Jugendamt geklärt werden, wie dieses sich einen Einblick verschaffen kann über die Entwicklung, wie es Kontrolle ausüben kann. Die Eltern müssen selber in regelmäßigen Hilfeplangesprächen Bericht erstatten. Dazu würden die MitarbeiterInnen von Triangel mit der Mutter bspw. erarbeiten, was sie erreicht hat, welche Informationen sie den MitarbeiterInnen vom Jugendamt geben kann, damit diese bereit sind zu akzeptieren, dass es eine Veränderung gibt und die Chance auf Rückkehr des Kindes sich erhöht. Ein idealtypischer Verlauf wäre also:

Mutter X. sagt: *„Liebe Frau Soundso vom Jugendamt, ich habe mir überlegt, ich werde das und das machen, und wenn ich das gemacht habe, was sagen Sie dazu, kann mein Kind dann zurückkommen?“* Dann sagt die Mitarbeiterin vom Jugendamt vielleicht: *„Nein, das und das muss noch nachgebessert werden.“* Mutter: *„Dann muss ich gucken, mit meinen Trainern und BeraterInnen sprechen, ob ich das hinkriege.“* Die Eltern sollen also in die aktive Rolle gehen; diejenigen, die die Hilfeleistung erbringen, definieren keine Ziele; aber das Jugendamt setzt Bedingungen.

Evaluation der eigenen Arbeit – auch bei einem Scheitern der Unterstützung

Triangel wird oft eingesetzt als letzte Alternative vor einer langfristigen Fremdplatzierung. Selbst wenn die Hilfe dann scheitert – aber auch dauerhafte Besuchskontakte bei längerfristiger Fremdplatzierung zu erreichen, wäre ein erfolgreiches Ergebnis der Hilfe - **sollte hinterher eine Auswertung erfolgen mit der Frage: Wo war die Weichenstellung, wo wir etwas versäumt haben, was doch auch noch möglich gewesen wäre? Wäre von unserer Seite aus nicht doch noch etwas mehr möglich gewesen? – als Grundgedanken, um das Konzept weiterzuentwickeln.**

Das wäre vermutlich ein sinnvolles Vorgehen auch für die längerfristige Fremdplatzierung nach einer familiären Bereitschaftsbetreuung: **Es ist m.E. dringend erforderlich, dass sich alle Beteiligten, die Betreuungsfamilie, der ASD und die Beratungskräfte nach einer FBB noch einmal zusammensetzen und miteinander solche und ähnliche Fragen bereden.** Gerade wenn das Fazit der FBB lautet wie in den folgenden Statements: „*Bislang ist kein kooperatives Verhalten der Eltern vorhanden*“ oder: „*Mutter zeigte wenig Einsicht, sich an getroffene Absprachen (Kontaktgestaltung) zu halten*“, geht es darum zu analysieren, wo und wie und wer und in welcher Form man die Eltern hätte zur Kooperation einladen können, es geht darum, im Nachhinein mögliche Weichenstellungen zu erkennen, um für die weiteren Betreuungen Erfahrungen zu sammeln und zu lernen. Auf dem Hintergrund dessen, dass in FBB Lebensläufe von Eltern und Kindern gravierend beeinflusst, bestimmt werden, lohnt die Mühe einer solchen Auswertung. „*Unsere Erfahrung ist auch, wenn wir neue Angebote in der richtigen Form an die Eltern ranbringen können, dann sind die Familien das geringste Problem dabei: Wir und unsere Haltung sind das Problem. Anfangs dachten wir, die Eltern brauchen zwei Jahre, weil wir sie anfangs bevormundet haben, ihnen zu viel abgenommen haben. Es waren vor allem Dinge, die wir getan haben, die den Prozess erschwert haben: Wenn wir uns mit Jugendamtsmitarbeitern z.B. gekabgelt haben, das sind alles Dinge, die es auch für die Familien schwer machen. Es gibt natürlich Grenzen der Unterstützung, man kann nicht sagen, dass es in jedem Fall möglich ist, dass Eltern wirklich die Verantwortung übernehmen, aber man sollte dann auch sehen, dass es ein Feedback ist auf die gegenwärtigen Handlungsmöglichkeiten des Hilfesystems, und nicht nur den Eltern anlasten.*“ (M. Biene, mündl. Mitteilung auf dem Workshop).

Wenn Heimträger stärker auf Elternaktivierung setzen, können in der Umstrukturierungsphase erst mal Arbeitsplätze wegfallen. M. Biene berichtet aus seiner Beratungstätigkeit für einen Heimträger in Westfalen von dieser Erfahrung. Die Eltern wurden stärker einbezogen, das hatte zur Konsequenz, dass die Unterbringungen kürzer wurden, schneller beendet wurden. Daraufhin stoppte der Leiter der Einrichtung diese Veränderung, weil er Angst um Arbeitsplätze hatte. Wenn mehr Einrichtungen in diese Richtung arbeiten würden, dann würden vermutlich die dauerhaften Unterbringungen in einer Region sinken, das Jugendhilfesystem müsste sich umorientieren und insgesamt stärker auf ambulante Angebote setzen.

Elternaktivierung durch die Gruppe

Grundprinzip der Arbeit ist, dass die Familien voneinander lernen: Eine Mutter setzt einem fremden Kind z.B. Grenzen, was sie mit dem eigenen nicht schafft und macht dadurch eine positive Erfahrung ihrer Kompetenzen. Ca. 60% der Veränderungsarbeit machen die Eltern unter-/miteinander. Eltern stellen sich, bevor ihr Aufenthalt in der Gruppe beginnt, den anderen Eltern vor und erklären ihre Ziele. Das wird im Laufe der Arbeit in kleinere Ziele überführt, z.B. „*Heute soll mein Sohn beim Essen sitzen bleiben.*“ Die anderen Eltern geben dann eine Rückmeldung, ob es geklappt hat oder es werden in der Elterngruppe Rollenspiele gemacht: Die anderen Eltern spielen vor, wie sie versuchen würden zu erreichen, dass ihr Kind beim Essen sitzen bleibt und die betroffenen Eltern können sich anregen lassen oder in Abgrenzung ihren eigenen Weg finden. Ein wesentlicher Teil der Arbeit ist es, in der Elterngruppe Lösungen zu erarbeiten auf der Basis dessen, dass alle ihre Erfahrungen einbringen. Die Elterngruppe kann dann auch Muster unterbrechen. Es gibt eine Feed-back-Vereinbarung für eskalierende Situationen: Die Eltern können einander antippen oder auch in anderer Weise aufmerksam machen, wenn man eine Eskalation oder ein altes Muster bei einer anderen Person sieht: Eine Mutter fängt bspw. in einer bestimmten Situation beim Mittagessen an, sich in der Interaktion mit ihrem Kind aufzuschaukeln und es wird absehbar, dass sie ihr Kind gleich anbrüllen wird. Wenn eine andere Mutter dieses merkt, teilt sie dieses kurz mit. Nach diesem Aufmerksam-Machen wird eine kleine Pause gemacht, wo gemeinsam kurz überlegt wird, ob die beteiligte Mutter/der beteiligte Vater die Angelegenheit nicht anders behandeln möchte. Nach der kleinen

Unterbrechung klappt die Interaktion zwischen Eltern und Kind meist besser. Das ist eine Art „Mini-Konferenz“. Für Eltern, die neu in der Gruppe sind, ist es hoffnungsvoll zu erleben, dass und wie andere Eltern sich schon entwickelt haben: Sie erleben diese erfahreneren Eltern einerseits als ihresgleichen, die auch Probleme hatten und davon erzählen können, andererseits als inzwischen sehr kompetent. So kann man die eigenen Probleme relativieren.

Das Motto der Arbeit ist: Wenn die Eltern vorangehen, kommen die Kinder hinterher. Die Eltern können bei den Kindern wirklich Wunder bewirken, wenn sie bestimmte neue Schritte machen.

5.6.5 Beobachtbare Interaktionssequenzen als Ausgangspunkt von Veränderung

Das Bild, von dem ausgegangen wird, ist das Spinnennetz: Das symptomatische Verhalten eines Kindes ist eingebettet in ein Netz von bestimmten Interaktionen zwischen Eltern und Kind und dem anderen erwachsenen Umfeld. Diese Interaktionen sind beobachtbar und auf diese beobachtbaren Interaktionssequenzen bezieht man sich. Man geht nicht von lebensgeschichtlichen Analysen aus, wie z.B. bei einem 13-jährigen Kind, das nicht in die Schule geht, zu hinterfragen, was es vielleicht im sechsten Lebensjahr erlebt hat. Es wird eher gefragt, wie die Mutter das Kind am Morgen weckt. Vielleicht hängt die Art, wie sie versucht, es zum Aufstehen zu bringen, damit zusammen, dass es nicht in die Schule geht. Es interessieren die Eltern-Kind-Interaktionen, die rund um das symptomatische Verhalten des Kindes ablaufen und die im Alltag immer wieder auftreten. Es werden keine Tipps und Ratschläge gegeben, sondern es wird in Rollenspielen geübt, was Eltern tun können. Die stabilisierenden Faktoren für das symptomatische Verhalten der Kinder scheinen im Verhalten der Eltern zu liegen. Neben der Interaktion zwischen Eltern und Kindern spielt auch die zwischen den Eltern eine Rolle, wenn z.B. der Vater der Mutter Geld aus dem Geldbeutel nimmt, der Sohn das auch macht, die Mutter vom Kind sagt: „*Mein Sohn ist ein Dieb*“ und der Vater schmunzelt und sagt: „*So sind wir eben.*“ Es geht also darum, wie die beiden Eltern miteinander vereinbaren, welche Werte sie dem Kind vermitteln wollen. Nicht in die Vergangenheit, sondern mit der Videokamera wird in den Alltag geschaut und es werden die Verhaltenssequenzen bearbeitet, die wichtig sein können. Es werden von Lösungen Videoanalysen gemacht: Wenn das Kind nicht in die Schule gehen will, redet die Mutter vielleicht mit ihm so darüber, dass sie selbst diejenige ist, die bewirkt, dass es nicht in die Schule geht.

Die Idee ist, dass die Versuche der Eltern, das Problem zu lösen, das Problem erzeugen. Wenn die Mutter z.B. das Problem mit ihrem schulverweigernden Sohn auf die Art und Weise lösen möchte, dass sie sagt: „*Nie gehst du in die Schule. Du bist genauso wie dein Vater*“, ist das vielleicht wie eine Art Hypnose, dem Kind zu vermitteln: „*So einer bist du*“. Sie drückt ihn in eine bestimmte Rolle rein. Die Eltern merken die Probleme mit dem Kind oft nicht, genauso wie die Mitarbeiter immer wieder eine bestimmte Haltung von Eltern erzeugen, z.B. Unmotiviertheit, es aber nicht bemerken. **Wenn man sich die Interaktionsabläufe genau anschaut, merkt man, dass Menschen durch die Art und Weise, wie sie das Problem ändern wollen, es oft erst erzeugen bzw. festnageln.**

Beispiele für typische Problem-Interaktionssequenzen zwischen Eltern und Kindern

(die Muster zwischen Professionellen und Eltern sind oft ganz ähnlich):

A) „**Nein-Ketten**“: Die Eltern haben das Bild von sich, dass sie ihr Kind sowieso nicht zu dem Verhalten bringen können, was sie wollen. Zudem haben sie ein bestimmtes Bild von ihrem Kind, z.B. „*dieses Kind ist ein Schulverweigerer*“. Das ist eine Art „Diagnose“, die sie vom Hilfesystem geliefert bekommen haben, dass es nämlich so etwas wie „Schulverweigerer“ überhaupt gibt. Mit diesen Bildern im Kopf versuchen sie, das Kind auf eine Art und Weise anzusprechen, in der bereits die Resignation enthalten ist: „*Das schaffe ich sowieso nicht, der ist ja ein Schulverweigerer*“. Es muss also umfokussiert werden: „*Wie schaffe ich es, meinen Sohn so aufzuwecken morgens, dass er aufsteht, dass ich ihn so zur Schule bringe, dass er überhaupt ankommt?*“ usw., und nicht: „*Wie schaffe ich es, meinen Schulverweigerer vom Schulverweigern abzubringen?*“ **Die Art der Formulierung bewirkt, ob Eltern aktiv werden und ob sie überhaupt eine Chance sehen, etwas zu tun.** Wenn die Eltern die Idee haben, dass sie es nicht schaffen, ihre Kinder dazu zu bringen, etwas zu tun, was sie wollen, drücken sie es auf

verschiedene Art und Weise aus: durch einen schwachen Tonfall, eine schwache Körperhaltung, aber auch durch einen ärgerlichen Tonfall oder eine ärgerliche Körperhaltung. Z.B. sagen sie: „*Tu mir doch endlich den Gefallen, und geh in die Schule*“ (in klagend-bittendem, fast schon resigniertem Tonfall) oder: „*Nun geh doch endlich mal in die Schule*“ (laut schimpfend). Dies sind Varianten, in denen das Bild transportiert wird, sie schaffen es sowieso nicht. Das ist den Eltern nicht bewusst. Sie sehen die Reaktion des Kindes und denken: „*Ich tue doch alles – es ist halt ein Schulverweigerer*“, schon ist die Kette geschlossen und das Problem wird aufrechterhalten.

- B) Negative Persönlichkeitszuschreibung:** Wenn es Eltern nicht gelingt, das Verhalten ihres Kindes zu steuern oder Orientierung zu geben, haben sie oft die Idee, das liegt daran, dass mit dem Kind etwas nicht stimmt: Das Kind ist böse oder gestört. Dann kommen Formulierungen wie z.B.: „*Immer das Gleiche mit dir. Du hörst ja doch nie*“ (Generalisierung). „*Ich geb mir so viel Mühe mit dir, aber hat ja alles keinen Sinn, du bist echt gestört.*“ Erst schaffen die Eltern durch die Art, wie sie ihr Kind ansprechen, dass es sie nicht ernst nimmt, dann interpretieren sie den Misserfolg als Persönlichkeitseigenschaft des Kindes und sagen ihrem Kind, es sei faul, gestört, hyperaktiv (wenn sie offizielle Bezeichnungen von LehrerInnen, ÄrztInnen usw. übernehmen). Das Kind wiederum rutscht noch tiefer in sein Verhalten hinein ...⁶
- C) Strafandrohung:** „*Wenn du das noch mal machst, dann passiert aber was.*“ Dieses Muster gibt es in vielen Familien: die Strafandrohung ohne Konsequenz. Die Kinder nehmen die Strafandrohung in der Regel zum Anlass, ihre Grenzen auszutesten und tun das Verbotene: „*Mal sehen, ob wirklich was passiert.*“ Oder sie handeln mit der Haltung: „*Sitz ich doch auf einer Backe ab.*“ Dieses Muster findet sich oft in Familien, in denen Kinder delinquent geworden sind. Die Strafandrohung wird oft verknüpft mit Warum-Fragen: „*Warum hast du das gemacht?*“ Die Kinder fangen meist an, sich zu legitimieren: „*Der und der hat mich angestiftet*“. In den Familien finden sich die Muster, die auch im öffentlichen Strafverfolgungssystem zum Tragen kommen: Motivsuche und Strafandrohung, um mit Kriminalität umzugehen, wobei dieses Muster Teil der Problemerzeugung ist (in Berlin gibt es bei kriminellen Jugendlichen eine Rückfallquote von 80%). Auf diejenigen, die schon in der Familie eine Kultur von Strafandrohungen erlebt haben und die paradox darauf reagieren, wirkt eine Strafandrohung des Strafsystems nicht hindernd, sondern im Gegenteil provozierend. Wenn man ein Problem lösen will, gilt es, sich genau anzuschauen, ob das Problem wirklich gelöst wird, und wenn nicht, dann nicht zu denken, dass man nichts machen kann, sondern zu reflektieren: „*Ich habe dafür gesorgt, dass das Problem nicht gelöst werden konnte durch meinen Versuch der Problemlösung.*“ Es ist eine Änderung der Perspektive notwendig. Eltern sagen oft, wenn sie mal wieder eine Strafandrohung gemacht haben und das Kind klaut z.B. trotzdem: „*Sehen Sie, so hartgesotten ist der, da kann man machen was man will. Wir haben ihm gedroht, aber er klaut trotzdem.*“ Unsere Perspektive wäre: Weil er die Strafandrohung bekommt, klaut er vielleicht, nicht trotzdem.

Die Arbeit an Interaktionssequenzen an einem Beispiel

Frank und seine Mutter kamen zu Triangel, weil das Kind kaum noch in die Schule ging, Lehrer bedrohte, vorwiegend in Kaufhallen den ganzen Tag über Videospiele spielte, nach Hause kam, wann er wollte, körperlich verwahrloste und sich Erwachsenen gegenüber grundsätzlich provozierend verhielt. Seine Mutter war im Abgabemuster, sie hatte drei Jahre lang einen – zumindest dem Anspruch nach – ressourcen- und familientherapeutisch orientierten Familienhelfer, der immer mehr - komplementär zu ihrem Abgabemuster - die Zuständigkeit für das Kind übernahm. Schließlich nahm das Kind weder die Mutter noch den Familienhelfer ernst.

Im Folgenden ein Beispiel für die Arbeit an Interaktionssituationen:

In der Gruppe soll ihr Sohn den Tisch abräumen, er will nicht, liegt in seinem Zimmer auf dem Sofa. Die Mutter will ihn dazu bringen und wird gefragt, was sie tun will. Sie antwortet: „*Nichts, Sie sehen ja, er hat keine Lust.*“ Daraufhin gab es ein Gespräch darüber, ob sie den Aufenthalt in Triangel überhaupt weiterhin will. Ihr erklärtes Ziel zu Beginn war, dass sie erreichen will, dass ihr Sohn sie

⁶ Vgl. dazu auch die spannenden Fallgeschichten in dem Buch: Hoops/Permien/Rieker 2001, z.B. Fall Danny, Kapitel 5; Fall Chris, Kapitel 6

ernst nimmt. Wenn sie es also nicht für möglich hält, dass er das jemals tun wird, stellt sich die Frage, ob dann die Hilfe überhaupt Sinn macht.

Sie erklärt, dass sie die Hilfe nicht abrechnen will und versucht, auf ihren Sohn Einfluss zu nehmen. Sie geht zu ihm und sagt sehr laut und ärgerlich: „*Räum ab. Hast du mich verstanden?*“ Dann verlässt sie das Zimmer wieder, ohne seine Reaktion abzuwarten. Sie denkt, es reicht, wenn sie zu ihm hinget und ihm zeigt, „wo es langgeht“. Aber er bleibt auf dem Sofa liegen, macht trotzdem nichts. Ihr fällt außer ihrem lauten Tonfall nichts anderes ein, weil sie im Grunde denkt, sie kann nicht mehr machen; sie wartet nicht mal eine Antwort, eine Reaktion des Kindes ab. Ihre Schlussfolgerung ist, dass das Kind ein „harter Brocken“ ist.

- Eltern lassen die Kinder in vielen Mikrosequenzen entscheiden, was läuft, sie vermitteln den Kindern, dass diese entscheiden dürfen und sie selber lächerlich sind. Das kann dazu führen, dass die Eltern zuschlagen, aber sie schlagen so, dass das Kind dennoch das Gefühl hat, der Stärkere zu sein. Gewalt entsteht oft aus der Hilflosigkeit: Sie handeln so, dass das Kind sie nicht ernst nimmt und aus Verzweiflung schlagen sie zu. - so die Erfahrung im Projekt Traingel.

Das Kind macht also genau das Gegenteil von dem, was sie will; sie merkt nicht, dass ihr Tun dazu beiträgt. So entstehen Nein-Ketten. Dann fängt sie zu interpretieren an: „*Der Bengel macht mich kaputt, obwohl ich alles für ihn tu.*“ Das sagt sie ihm dann, und er glaubt immer mehr, dass er „so einer“ ist. **Die Eltern müssen lernen, mit ihren Kindern „Ja-Ketten“ aufzubauen.** In einer anderen Sequenz redet sie wiederum mit ihrem Sohn, sie tadelt ihn und will, dass er sich entschuldigt bei einer Mitarbeiterin. Er sagt, er will nicht. Die Mutter handelt paradox: Sie sagt bspw. „*Ich rede nicht mit dir darüber, was du willst*“, **aber indem sie es sagt, tut sie es** und das Kind merkt das, wenn auch nicht bewusst. Sie fängt an zu schreien, tut aber wieder nicht das, was sie androht: „*Ich gehe raus*“, sie bleibt und argumentiert mit ihm rum. (Diese Feinheiten merken Eltern erst mal nicht, genauso wenig wie die Professionellen, wenn sie mit Eltern reden. Da gibt es ganz ähnliche Muster). Ihr Sohn zieht sich eine Decke über den Kopf, um nicht zuzuhören. Sie geht aus dem Zimmer raus und erhält ein kurzes Coaching, in dem sie aufmerksam gemacht wird auf das, was passiert ist. Sie geht wieder zu ihrem Kind und sagt ihm, dass er die Decke wegnehmen und ihr zuhören soll, schließlich nimmt sie ihm die Decke weg, sorgt also dafür, dass er das macht, was sie sagt. Damit entsteht eine Art Sog: Er fängt an, ihr zuzuhören, der Kontakt ist hergestellt. Wenn genügend Zeit ist, dann werden Rollenspiele gemacht: Sie wird bspw. die Rolle ihres Sohnes übernehmen, der Mitarbeiter ihre Rolle und sie anbrüllen z.B.: „*Hast du mich verstanden?*“ und dann aber gleich wegschauen. Dann wird sie vielleicht merken, was das für eine Wirkung hat. **Es geht also weniger um ein „Drüber-Reden“, sondern eher darum, dass man nachempfindet, was passiert, dass man wirklich selber Erfahrungen macht.** Einzelne Szenen werden im Rollenwechsel manchmal 15 bis 20 mal durchgespielt, bis die Eltern wissen, auf welche Weise sie mit dem Kind interagieren wollen. Der nächste Schritt ist die Erprobung im Alltag. Das Ganze ist ein hochkreativer Prozess, in dem allmählich erarbeitet wird, was für die jeweiligen Eltern an Handlungsweisen stimmig ist.

Es wird auch viel mit dem Medium Video gearbeitet. Wenn Eltern erfolgreiche, positive Interaktionen auf Video noch mal sehen, sind sie oft sehr berührt, sie fangen an zu weinen, weil sie in der Aufregung der Situation noch gar nicht die Veränderung in ihrer Tiefe wahrnehmen konnten.

Der Tonfall ist enorm wichtig: Wenn eine Mutter ruhig mit ihrem Sohn redet, fängt er an, sie ernst zu nehmen. Der Tonfall ist maßgeblich für das Verhalten der Kinder. Die Kinder testen zunächst die Veränderungen der Eltern, die diese in Rollenspielen eingeübt haben, ob diese Bestand haben. Wenn das Testen der Kinder auf eine bestimmte Unerschütterlichkeit der Eltern stößt, werden die Kinder auch kindlicher, weicher. Dieses Kind hat sich bspw. lange Zeit als kleiner gewalttätiger „Macker“ verhalten und sich sehr damit überfordert, was sich daran gezeigt hat, dass er gleichzeitig eingekotet hat, ein Muster, das sich häufiger findet. Dieses Kind hat – nach der ersten großen Auseinandersetzung mit seiner Mutter, bei der sie ihm zum ersten Mal klar gesagt hat, wo es langgeht – mit dem Einkoten aufgehört.

Beeindruckend ist, wie sich das Verhalten von Mutter und Kind ändern kann (das war beispielhaft in einem Video zu sehen, in dem Mutter und Sohn in verschiedenen Sequenzen gezeigt wurden).

Menschliche Energie geht auch von den HelferInnen aus: Wenn den Eltern wiederum souveräne, starke HelferInnen gegenüberstehen, können sie von diesen lernen, quasi „Energie anzapfen“. Es geht um einen Initiationsritus: **Die Eltern werden langsam Eltern. Es geht dabei nicht um das Absolvieren eines Trainingsprogramms:** Eine Mutter kann nicht trainieren, ihrem Kind zu sagen, was es tun soll, ihre Worte müssen „von Herzen“ kommen, sie muss überzeugt davon sein, dass das

Kind ihr folgen wird, sonst wird es darüber lachen. **HelferInnen müssen genauso überzeugt sein davon, dass die Eltern es schaffen werden und können.** Sie können diese Haltung entwickeln, wenn sie an Veränderungen auch bei sich glauben, wenn sie in der Lage sind wahrzunehmen, wo sie selbst sich verändert haben, auch wenn es kleine Veränderungen sind.

Weiteres Fallbeispiel aus dem Projekt Triangel: Es geht um ein 13-jähriges Mädchen, das auf Trebe gegangen ist, teils hat sie in Kreuzberg in Hauseingängen übernachtet, sie hatte Drogenprobleme und hat sich prostituiert. Mit den Eltern wird durchgespielt, was wahrscheinlich notwendig sein wird, damit das Kind zunächst überhaupt im Projekt bleibt. In diesem Durchspielen wird deutlich, dass das Mädchen gehen wird, wenn die Eltern, die beide berufstätig sind, nur drei Stunden am Nachmittag anwesend sind. Die MitarbeiterInnen – so wird eingeschätzt – werden keine Chance haben sie zu halten, das haben schon mehrere Einrichtungen versucht, in denen sie bereits untergebracht war. Wenn sie überhaupt jemand halten kann, dann die Eltern. Die Eltern sind aber der Meinung, eine längere Anwesenheit von ihnen selbst nicht realisieren zu können. Es wird dann nicht versucht, sie doch zu Lösungen zu überreden, ihre Entscheidung wird akzeptiert mit Worten wie z.B.: *„Gut, dann ist Triangel vielleicht doch nicht das richtige Angebot für Sie.“* Nach drei Wochen rufen die Eltern wieder an. Sie haben sich das Ganze noch mal durch den Kopf gehen lassen und folgende Lösung gefunden: die Mutter nimmt in der ersten Woche Urlaub, der Vater in der zweiten Woche, die Mutter plant, notfalls in der dritten Woche noch mal Urlaub zu nehmen. Das sind typische Verhaltensweisen von Eltern in der Kooperationsbeziehung, sie werden sehr kreativ, wenn sie verstanden haben, worum es geht und lösen viele Dinge selbst. Diese beiden Eltern haben dann den Druck, in diesen drei Wochen viel zu erreichen, weil sie hinterher wieder arbeiten müssen. Sie haben in diesen drei Wochen geschafft – mit einer sehr harten Auseinandersetzung mit dem Mädchen, z.T. sogar körperlich, dass das Mädchen bleibt; sie geht dann wieder in die Schule und kann wieder nach Hause. Aber bei einem Kind, das nicht ganz so dramatische Verhaltensweisen zeigt wie dieses Mädchen, könnte man auch andere Wege gehen: Wenn die Eltern berufstätig sind, spricht man sich mit anderen Eltern ab, dass diese in der Zeit, wo sie arbeiten, ihr Kind betreuen.

Stiefeltern werden auch mit einbezogen. Die Erfahrung hat gezeigt, dass in den Familien viel schief gehen kann, wenn die Stiefväter „vorangehen“, d.h. die entscheidende Autorität übernehmen (vgl. dazu DJI 1993). Es ist verblüffend, wie viele Kinder z.B. fremdplatziert werden, weil eine Frau, die schwer Grenzen setzen kann, einen starken Mann sucht, der den Kindern Grenzen setzen soll, was von den Kindern dann aber nicht akzeptiert wird, wobei die Mutter sich letztlich wieder hinter das Kind stellt. In Stieffamilien wird also daran gearbeitet, dass nicht der Stiefvater verantwortlich ist, sondern die scheinbar schwach wirkende Frau die Einzige ist, die dem Kind Grenzen setzen kann. Das ist relativ einfach. Wenn die Mutter wieder lernt, Orientierung zu geben und Grenzen zu setzen und der Stiefvater aus dieser Rolle herausgeht, dann entwickeln sich die Familien recht gut. Oft werden in Triangel nur Mutter und Kind aufgenommen, der Stiefvater kommt ab und zu dazu, um auch vom Setting her klarzustellen, dass er nicht derjenige ist, der die Erziehung gestaltet, sondern dass es die Sache der Mutter ist.

Auch die Fremdplatzierung der Kinder ist oft misslungen bei den Familien, die als AdressatInnen in das Projekt Triangel aufgenommen werden, weil die Kinder in den Einrichtungen als nicht mehr tragbar wahrgenommen werden, weil sie zündeln oder sich extrem aggressiv verhalten oder fortlaufen (siehe Beispiel im Protokoll vom 2. Bundeskongress). Was den Erfolg der Triangel-Arbeit betrifft, so schaffen es in etwa 30% der Familien nicht, bei diesen endet die Hilfe in einer klaren Entscheidung, dass das Kind dauerhaft fremdplatziert wird. Das Projekt Triangel lehnt eine Aufnahme von Familien nur in seltenen Fällen ab, vor allem aber dann, wenn es nicht gelingt, eine Kooperationsbeziehung aufzubauen. Zwei Familien wurden abgelehnt, weil die intellektuellen Fähigkeiten der Eltern zu gering schienen. Bevor jedoch eine Zusammenarbeit abgelehnt wird, müssen wirklich gravierende Gründe vorhanden sein. Es wird dagegen auch mit Eltern gearbeitet, die einen Aufenthalt in der Psychiatrie hinter sich haben und entmündigt sind. Bei einer Familie, mit der gearbeitet wurde, hat die Frau im Laufe des Prozesses ihre Entmündigung rückgängig machen können. *„Wir trauen uns schon eine ganze Menge zu, aber in manchen Situationen nicht mehr.“* (M. Biene, Mündl. Mitteilung auf dem Workshop).

Elternaktivierende Arbeit lohnt sich. Im Workshop wurde das deutlich durch die verschiedenen Videosequenzen der Interaktion einer Mutter mit ihrem Sohn: Wie sie ihn im ersten Abschnitt hilflos

anschreit, er sich völlig verweigert, in der letzten Szene sitzen die beiden entspannt nebeneinander und können miteinander reden, obwohl es darum geht, dass sie von ihm verlangt, dass er sich bei einer MitarbeiterIn entschuldigen soll. Es läuft nicht immer so gut, aber es werden auch nicht genug Möglichkeiten genutzt.

Und je mehr die Eltern ihr Kind anders erleben, umso günstiger ist die Prognose für ihr Zusammenleben. **Die eigene Erfahrung macht den Unterschied.** Es kommt nicht darauf an, Leuten Tipps zu geben: „*Seien Sie doch mal konsequent*“, oder: „*Wecken Sie Ihren Sohn doch mal so und so auf*.“ Günstiger sind **Rollenspiele**, damit Eltern die Erfahrung machen können, **wie es sich anfühlt**, bspw. aus der Mutter-Rolle heraus zu handeln. Sie können dann auch im Alltag viele Situationen erleben, wie ihr Kind reagiert, wenn sie in der Mutter- Vater-Rolle sind. Was am meisten trägt, **ist die Aufnahme der Beziehung zum Kind** in einer konkreten Erfahrung, die wirkt: **Elternaktivierende Arbeit ist der Versuch, diese Erfahrung wiederherzustellen.**

Elternaktivierende Arbeit heißt auch, Loyalitäten einzubeziehen, der Kinder gegenüber den Eltern, aber auch in einer Mehrgenerationenperspektive der Eltern gegenüber den eigenen Eltern. Auch im Projekt Triangel wird nach der Anfangsphase ab und zu mit der Herkunftsfamilie der Eltern gearbeitet.

Beispiel: Eine Mutter wird mit ihrer dreizehnjährigen Tochter aufgenommen, die vier Selbstmordversuche gemacht hinter sich hatte, der letzte war fast tödlich. Die MitarbeiterInnen hatten die Hypothese, dass die Tochter immer dramatischere Dinge macht, um die Mutter, die sich eher wie eine Sechsjährige verhielt, in die Erwachsenen-Rolle zu bringen. Die Mutter handelte dann auch während ihres Aufenthaltes bei Triangel auf der Erwachsenen-Ebene, aber nach Besuchen bei ihrem Psychiater und bei ihrer Mutter kam sie wieder als Sechsjährige zurück. Es wurden daraufhin mit ihr Rollenspiele gemacht, um herauszufinden, wie sie mit ihrer Mutter interagiert. Es gab eine typische Sequenz : Sie kommt zu ihrer Mutter, ist noch in einer erwachsenen Haltung. Die Mutter sagt sofort: „*O Kind, was hast du denn?*“ Sie bekommt einen Schreck: „*Gar nichts, ich hab nichts.*“ Die Mutter sagt sofort in mitleidigem Ton: „*Du hast doch was, das seh ich dir doch an. Komm mal her, meine Kleine.*“ Schon fällt sie ein wenig zusammen. Sie hatte in ihrer Herkunftsfamilie immer die Rolle der Kleinen, der Schwachen, die von der Mama beschützt werden muss. Das stand im Widerspruch zu ihrer Entwicklung bei Triangel, eine erwachsene Mutter zu werden. So wurden mit ihr Rollenspiele gemacht, wie sie behutsam mit ihrer Mutter, ohne diese zu verletzen, anders agieren kann, als Erwachsene. Das ist eine Art Arbeit an den Glaubenssätzen: „*Ich bin eine schlechte Mutter, weil ich eigentlich ein kleines Kind bin und nicht in der Lage, selbstständig mein Leben zu meistern.*“ Mit diesen Glaubenssätzen wird eher spielerisch, bspw. in Psychodrama-Form bspw. umgegangen. Die Grundinteraktionen in der Herkunftsfamilie werden gespielt und Lösungen erarbeitet, die für die Eltern und das System stimmig sind; bei dieser Mutter ging es also z.B. darum, wie sie in der Herkunftsfamilie erwachsen werden kann. Diese Ebene wird bearbeitet, wenn es notwendig ist, aber nicht immer. Manchmal reicht die Arbeit an den Interaktionen zwischen Kindern und Eltern aus, um auch das Verhalten zur eigenen Herkunftsfamilie zu verändern.

Die Erfahrung von Triangel ist, dass diese alltagsnahe Arbeit die stärksten Wirkungen hat, im Vergleich z.B. mit Genogramm-Arbeit oder der Arbeit mit Ideen/Hypothesen.

„*In der Sozialarbeit*“, so eine Teilnehmerin aus dem Workshop, „*quatschen wir die Leute oft so schnell zu, es geht wenig um neue Erfahrungen. Wir beurteilen sehr schnell.*“

Anfänglich liefen die Teamsitzungen im Projekt Triangel so, dass z.B. ein Mitarbeiter der Überzeugung war, eine Mutter sei unmotiviert. Dann schilderte er sehr genau diese Mutter. Das Team – so ergab die Selbstreflexion – geriet dann in einen Zustand einer Art „Problem-Trance“ beim Reden über Probleme. Die Hypothese war, dass man dann vermutlich diese Problemtrance an die KlientInnen weitergibt. Auch hier haben Rollenspiele geholfen, aus diesem üblichen Verhalten herauszukommen, dass man darüber redet, was die Mutter alles „Schreckliches“ macht und warum sie es vielleicht macht. Rollenspiele im Helfersystem sind – so die Erfahrung von Triangel – hervorragende Mittel der Selbstreflexion.

Wenn es Konflikte und unterschiedliche Haltungen im Helfersystem in Bezug auf eine bestimmte Familie gibt, dann wird kein Rollenspiel gemacht, sondern es wird die eigene Position zur Disposition gestellt, es wird versucht, auf den kleinsten gemeinsamen Nenner zu kommen. Also wenn andere HelferInnen skeptisch sind, ob Eltern es wirklich mit ihren Kindern schaffen können, dann sollte man fragen: „*Gut, was meint ihr, soll ich überhaupt noch weiterarbeiten? Sollte ich lieber aufhören?*“

Auch hier geht es darum, nicht zu versuchen, die anderen zu überreden, sonst entsteht auch da ein Kampfmuster. Kooperationsmuster beginnen im Hilfesystem. Wenn das Hilfesystem nicht kooperiert, bringt man die Kampf- oder Abgabestrukturen auch in die Familien hinein, dann kann man mit den Eltern keine Beziehung mehr aufbauen, was eben viel Arbeit an der eigenen Haltung und Herangehensweise, am eigenen Tonfall erfordert: Es gilt genau zu erkennen, was man macht, was zum Scheitern führt.

Auch für BezirkssozialarbeiterInnen wäre es nützlich, im Team Rollenspiele zu machen, um die Beziehungsinteraktion zwischen den MitarbeiterInnen und den KlientInnen zu reflektieren. Die **Grundidee der Elternaktivierung** kann, wenn sie von JugendamtsmitarbeiterInnen angewandt wird – so die Erfahrung von M. Biene aus Fortbildungen von JugendamtsmitarbeiterInnen - innerhalb kurzer Zeit schon positive Auswirkungen in Familien haben, d.h. wenn die Muster (siehe oben) nicht bedient werden. Man kann im Jugendamt schon die ersten Rollenspiele machen: Wenn eine Mutter kommt und sagt: „*Mein Kind hasst mich*“, zu fragen: „*Wie kommen Sie auf die Idee, dass ihr Kind sie hasst?*“

Wenn z.B. im Team eine Mitarbeiterin für ein Kind Partei ergreift, mit der Mutter nicht klarkommt, dann könnten Rollenspiele gemacht werden, z.B. darüber, wie sie mit der Mutter redet. Sie könnte dann die Mutter spielen, also einen Rollenwechsel erproben usw. Auch hier ist die praktische Erprobung von Interaktions-Sequenzen vielleicht hilfreicher als ein Drüber-Reden. Für diese Art von Probandeln im Team haben folgende Grundregeln geholfen:

„Wir haben irgendwann die Regel für uns aufgestellt, dass wir nur so über Menschen reden, ob es nun andere Fachkräfte oder Eltern sind, dass die im Raum sein könnten, und sich wohlfühlen dabei. Das hat uns manchmal geholfen, dass wir uns gefragt haben, fühlt sich der jetzt noch wohl, der Jugendamtsmitarbeiter z.B., wenn er dabei wäre und dann zu merken, dass man in ein negatives Muster zum Hilfesystem geht.“ (M. Biene)

5.6.6 Was können diese Erkenntnisse für das Feld der familiären Bereitschaftsbetreuung bedeuten?

Übertragen auf die familiäre Bereitschaftsbetreuung bedeutet das, dass die Eltern, wenn sie bspw. an zwei Nachmittagen zu Besuch kommen, möglichst nicht in der passiven Rolle bleiben, sondern ganz klar Arbeit und Versorgung des Kindes übernehmen müssen. D.h. sie werden nicht nur sozusagen aus kosmetischen Gründen in die Versorgung einbezogen, sondern gehen in dieser Zeit wirklich in die Elternrolle, die Betreuungspersonen machen einen Rollenwechsel und unterstützen die Eltern dabei, das, was sie mit dem Kind hinkriegen wollen, zu schaffen. Grundidee dieses Ansatzes ist es, die Eltern niemals aufzugeben⁷. Selbst wenn Kinder auf längere Dauer fremdplatziert sind, gilt es Eltern zu fragen, ob sie Kontakt wollen und ihnen die Optionen zeigen, ihnen Orientierung zu geben für einen Weg, der auch machbar ist. Wenn Kinder bspw. drei Monate in einer Betreuungsfamilie leben, müssen die Eltern unterstützt werden dabei, die Fortschritte, die das Kind in dieser Zeit gemacht hat, selber aufrechtzuerhalten. **Wenn das Kind drei Monate lang sich nur an andere Menschen und Umgangsformen gewöhnt hat und hinterher wieder mit den Eltern zusammenlebt, ohne dass sich im Verhältnis zueinander etwas verändert hat, ist ein großer Teil des Nutzens der Maßnahme nicht im System angekommen.** Das Kind hat vielleicht ein positives Gegenbild zu den eigenen Eltern, das aber bringt eher wieder weitere/neue Spannung in das Verhältnis. Vor allem wenn in der Betreuungsfamilie dem Kind viel Schönes gegeben wird, gilt es zu schauen, **dass das ganze System davon bereichert wird.**

Was können HelferInnen tun, wenn Eltern nicht mehr „verfügbar“ sind, sich nicht melden, aus der Verantwortung immer mehr aussteigen? Es gibt die Möglichkeit, ein Rollenspiel zu machen darüber, wie man beim letzten Mal, als sie noch verfügbar waren, mit ihnen geredet hat. Selbst wenn das Verschwinden der Eltern mit diesen selbst zu tun hat, daran kann man nicht arbeiten. Deshalb ist es sinnlos, sich darüber Gedanken zu machen. „*Wir würden uns anschauen, wie ist unsere Beziehung zu demjenigen, der nicht mehr verfügbar ist, wo könnte da evtl. eine Veränderungsmöglichkeit sein*“.

⁷ Vgl. dazu auch Kap. 5.1.2, Kasten: „Intervention bei jugendlichen Müttern und ihren Säuglingen“, aus Ziegenhain u.a. 1999.

(M.Biene). Die HelferInnen müssen sich selbst reflektieren: „*Wir schauen viel mehr **uns** an als die Eltern*“: Was für ein Bild von dieser Person hat man aufgebaut? Möglicherweise hält das Bild, das man von dieser Person aufgebaut hat, sie davon ab, zu kommen. Anforderungen an Eltern müssen so klein sein, dass sie am besten sofort schon erfüllt werden können. Auflagen wie „*Tun Sie etwas für sich, machen Sie doch Therapie*“ sind sinnlos. **Auch im Gespräch mit den KlientInnen baut man Ja- oder Nein-Ketten auf. Aus der Nein-Kette heraus kann man den Eltern die hervorragende Vorschläge machen, aber sie werden mit Nein beantwortet. In dieses Muster geraten Eltern und HelferInnen sehr schnell.**

Wenn ein Kind fremdplatziert wird, dann wäre die Grundfrage: „*Wie sieht es aus, wollen Sie mit Ihrem Kind wieder zusammenleben?*“ Wenn die Antwort ein „Ja“ ist, dann wäre ein eigenes Bedürfnis der Eltern da. Dann müsste man weiterfragen: „*Wann hätten Sie gerne, dass das Kind zurückkommt, soll das so schnell wie möglich gehen? Haben Sie eine Idee, was Sie tun könnten, um das zu erreichen? Angenommen, es gäbe kleine Schritte, die Sie tun könnten, um dem näher zu kommen, würden Sie diese kleinen Schritte interessieren?*“

Familiäre Bereitschaftsbetreuung könnte also ein guter Zeitraum sein, mit den Eltern etwas zu erreichen, statt dass es nur als diagnostisches Fenster benutzt wird, als Zeit, in der lediglich beobachtet wird: Kommen die Eltern oder nicht? Und wenn sie kommen, was machen sie mit den Kindern? Das Letztere ist wohl leider eher die übliche Vorgehensweise.

Wenn man mehr aus diesem Zeitraum machen wollte, bräuchten u.a. Betreuungseltern eigentlich eine Art Ausbildung/Grundkurs, z.B. mit vielen Rollenspielen, damit sie lernen, mit vielen Facetten der Dynamik der Eltern-Kind-Beziehung nach Fremdplatzierung umzugehen⁸.

Wie kann man sich bspw. verhalten, wenn Eltern möglicherweise gekränkt sind, wenn ihr Kind zur Betreuungsmutter läuft, wenn sie zu Besuch kommen, sie nicht so begrüßt, wie sie das gerne hätten. An dieser Stelle entscheidet sich ja die Frage - je nachdem wie diese Zeit erlebt wird - ob das Kind zurückgehen kann. **Die Betreuungspersonen arbeiten im Prinzip ja mit dem ganzen System, und ihre Verhaltensweisen dem Kind gegenüber können dazu führen, dass das Kind nicht mehr in seiner Familie leben kann.** Es gilt, sich dessen bewusst zu sein und anzuschauen, welche Interaktion in die Richtung einer langfristigen Fremdplatzierung, welche Interaktion in die andere Richtung einer Rückkehr zu den Eltern führt. Umso etwas zu verstehen, müssen Interaktionssituationen durchgespielt, geübt werden. **Man könnte in der Fortbildung von Betreuungspersonen Standardsituationen z.B. von Besuchskontakten entwickeln, die in Rollenspielen durchgearbeitet werden.** Es ist ein Zeichen von Fachlichkeit von Bereitschaftseltern, wenn diese in der Lage sind, ein gutes Verhältnis zu den Eltern zu gestalten, so Erfahrungen aus dem Feld der FBB. Das bedeutet, die Bereitschaftsfamilien konkurrieren nicht mehr, sie spielen sich nicht als Lehrmeister auf, machen keine Vorschriften, sondern kooperieren mit den Eltern für das Wohl der Kinder.

Ein längerfristiger Erfolg der Maßnahme wird sich nur entwickeln, wenn man systemisch arbeitet. Die Erfahrung hat man auch in der Heimunterbringung: Zu Beginn gibt es einen guten Effekt: Schaut man die ersten Monate an, ist man sehr zufrieden, wie sich die Kinder entwickeln; auf die Dauer gibt es doch große Einbrüche.

Auch in den längerfristigen Vollzeitpflegeverhältnissen kommt – so zeigt die Erfahrung - nach einem Jahr der große Einbruch bei den Kindern.

Die Gefahr in der familiären Bereitschaftsbetreuung ist, dass ungeschulte Betreuungsfamilien nicht in der Lage sind, die Kooperation mit den Eltern zu gestalten, so ein Beispiel aus einer Kommune von einer Teilnehmerin am Workshop:

„*Wir haben mitbekommen, dass es nicht möglich ist, z.B. in den Bereitschaftsfamilien eine Form zu finden, dass wir die Eltern aktiv machen, sondern die Kinder werden rausgenommen, werden hier geparkt, den Eltern sagen wir: ‚Ihr seid wichtig‘ und gleichzeitig haben wir 24 Stunden jemand anders, den wir für die Kinder einsetzen. D.h. die Eltern lehnen sich zurück, das ist die Erfahrung, dass die nichts mehr tun, untertauchen, weg sind. Wir haben einen Platz in einem Kinderhaus, da ist es anders: Da haben die Eltern die Möglichkeit, hinzukommen, das ist eine andere Struktur, das ist keine Familie, die sind in sich offener für die Eltern auch. Da läuft es ganz anders, da können Eltern*

⁸ Vgl. dazu Kap. 5.3.4, Kasten: Beispiel aus Minuchin u.a. 2000.

übernachten z.B. Wir haben das probiert: Wir haben die Mutter übernachten lassen mit ihrem Kind, haben der die Aufgabe übertragen, sich den ganzen Tag um das Kind zu kümmern, den Kindergarten mitzub besuchen, Festivitäten mitzumachen, all das haben wir sie machen lassen und haben gesehen, dass die Möglichkeiten hat, die wir vorher gar nicht gesehen haben. Die konnte das annehmen, weil das im Grunde so ein Zwischending ist. Die Kinderhauseltern sind keine Erzieher, sondern die rutschen mehr auf die Elternebene, Leute, von denen man was annimmt, von denen man mal einen guten Rat annimmt. Diese Mutter hat also vieles von denen übernommen, fragt die vieles, das ist eine ganz andere Form der Hilfe, das hat ganz neue Möglichkeiten eröffnet. ... Das Parken führt nicht dazu, dass wir das erreichen, was wir wollen: Wir haben eine Trennung und kriegen das nicht mehr zusammen.“

Die Begegnung der Betreuungspersonen mit den Eltern der Kinder ist der Kernpunkt der Gelingens der Unterbringung: Sind Betreuungspersonen bereit, z.B. der Mutter das Kind in den Arm zu geben und die Elternrolle aufzugeben? Die Gefahr ist, dass Eltern im Kontext der FBB unter dem kritischen Blick der Betreuungseltern wenig Chancen haben, aktiv zu werden. Dann entsteht möglicherweise eine bestimmte Sicht von Eltern mit folgenden Zuschreibungen: unmotiviert, nicht kooperativ, nicht am Kind interessiert usw., ohne dass wahrgenommen wird, wie der gesamte Hilfeprozess bestimmte Haltungen der Eltern mitproduziert.

Ähnlich wird auch von Minuchin u.a. (2000) in Bezug auf Pflegestellenunterbringung insgesamt argumentiert: „Es hat sich als fruchtbar herausgestellt, das Thema Besuchregelung gründlich zu erforschen. Besuchskontakte zwischen der Herkunftsfamilie und dem Kind bilden die Lebenslinie der Fremdunterbringung, und der Kontakt zwischen den beiden Familien ist grundlegend“ (ebd. S. 160). Die AutorInnen sehen die Ausbilder und Sozialarbeiter als „Lokomotiven der Veränderung, indem sie die Interaktion zwischen den Familien ermuntern und sie auf eine neue Ebene des Gleichgewichts bringen. Wenn aber Pflegefamilien geschult sind, werden sie zu den Hauptakteuren der Qualifizierung (*des Empowerments von Herkunftseltern, d. Vf.*) und sind oft kreative und effektive Helfer“ (S. 142). Die Grundfrage für diese AutorInnen lautet: „Wie können die Pflegeeltern die leibliche Mutter unterstützen, sich während einer Besuchssitzung mit ihrem Kind verbunden zu fühlen, da sie doch die Personen sind, die das Kind füttern, waschen und beruhigen und ihm die Art von Fürsorge geben, die Erwachsene und Kinder aneinander bindet? ... Die leiblichen Eltern zu qualifizieren (*empower*) ist nur natürlich; denn die meisten Eltern lieben ihre Kinder, selbst wenn ihre Betreuung chaotisch ist oder sie ihre Kinder kaum kontrollieren können, und im Allgemeinen wollen sie eine Familie bleiben und ihre Kinder erfolgreich großziehen“ (ebd.).

Minuchin u.a. plädieren ebenfalls für eine Zurückhaltung der Professionellen: „... mit Komplementarität ist gemeint, **dass die Klienten umso passiver sind, je aktiver die Experten werden – und umgekehrt, dass die Klienten aktivere Rollen übernehmen, wenn ihnen die Sozialarbeiter (oder auch Pflegeeltern, d. Vf.) mehr Raum lassen.**“ Empowerment von Familien bedeutet u.a. auch, mit der eigenen Kompetenz zurückhaltend zu sein (ebd. S. 140, Hervorhebung durch Vf.).

Als Fachkraft hat man große Einflussmöglichkeiten auf den Gesprächsverlauf. Wenn man von vorneherein davon ausgeht, dass vor einem eine unmotivierte Mutter sitzt, die der Einrichtung/der Bereitschaftsbetreuung das Kind aufschieben, ihr Kind eigentlich loswerden will, dann wird man entsprechend mit ihr reden und erhält gleich die entsprechenden Signale zurück.

Wenn Kinder große Verhaltensprobleme zeigen, auch dann geht man im Projekt Triangel davon aus, dass die Mutter/die Eltern diejenigen sind, die dafür zuständig sind und die besten Möglichkeiten haben, bspw. Versagensängste des Kindes in Bezug auf die Schule zu bearbeiten. *„Es ist wichtig, die Probleme der Kinder im Auge zu behalten, aber wir würden denken, die Mutter kann das am besten. Ich kann mit den Kindern viele therapeutische Sitzungen machen, wenn aber die Mutter nicht dafür sorgt, dass das Kind in die Schule geht, wird er immer wieder das Bild aufbauen, er schafft es nicht. Wenn die Mutter die Erfahrung vermittelt, er geht in die Schule, sie macht mit ihm Schularbeiten, so dass er auch die Schulsituation bewältigt, das wäre ein guter Weg, seine Versagensängste abzubauen.“* (M. Biene, mündl. Mitteilung auf dem Workshop).

Im Prozess der Arbeit mit den Eltern gibt es immer wieder schwierige Situationen, vor allem wenn neue Schwierigkeiten auftauchen, die Eltern ihre Linie verlieren, resignieren und dann umfokussieren: *„Alles was ich gemacht habe, ist umsonst, der Junge ist ja doch gestört.“* Dann denken sie wieder in

Richtung Heimunterbringung/Fremdplatzierung. **Wenn die Eltern es schaffen, bei erneuten Schwierigkeiten im Auge zu behalten, was sie selbst dazu beigetragen haben, dass das Kind sich so verhält, dann wird es ihnen letztlich gelingen, das Zusammenleben mit ihrem Kind hinzukriegen.** Wenn Eltern immer wieder in die Resignation gehen, dass ihr Kind vermutlich gestört ist, dann sind Heimunterbringung oder Psychiatrie nahe. An diesem Punkt ist auch das Jugendhilfesystem sehr kritisch wahrzunehmen, wenn es die Fokussierung der Eltern auf das Kind als „gestörte“ Person aufnimmt. Sie bestätigen dann die Eltern darin, dass diese selbst nichts tun können, so dass diese vermutlich aus dem Erziehungsgeschäft aussteigen, weil sie denken: *„Das Kind ist zu schwierig, da kann man machen was man will, es bringt nichts.“* Die Kinder sind dann verloren, wenn sie auch noch im Heim oder in der Pflegestelle gesagt bekommen, dass sie „schlimm“ sind, und sich vermutlich entsprechend diesen Zuschreibungen verhalten, dann haben sie keine Chance mehr, es beginnen möglicherweise negative „Karrieren“.